

HEYNE <

Zum Buch

Im Winter 53/52 v. Chr. nimmt das Ende der römischen Republik seinen Anfang. Während sich die Senatsaristokratie immer mehr vom Volk entfernt, bestimmen Bandenkämpfe und politische Morde das tägliche Leben Roms. In Gallien wird Gaius Julius Caesar mit jedem Beutezug reicher und damit mächtiger – zu mächtig in den Augen des Senats. Cicero und andere römische Politiker zwingen den ehemaligen Krieger Quintus Aurelius mit unsauberen Mitteln, sich als Feldkoch Caesars zu verdingen und ihn für den Senat auszuspionieren. Immer wieder trifft Aurelius dabei in Rom, in Gallien, in Ägypten auf die hinreißende Kalypso, eine ebenso gebildete wie gerissene Hetäre, mit der ihn bald eine bittersüße Liebenschaft verbindet. Und während sich die römischen Machtkämpfe ihrem Höhepunkt nähern, fragen sich Kalypso und Aurelius immer mehr: Was sind wirklich Caesars Ziele? Und ganz gleich, wie sie aussehen mögen – wäre nicht alles andere besser als eine Verlängerung des blutigen Todeskampfes der verrotteten Republik?

Zum Autor

Gisbert Haefs, 1950 in Wachtendonk am Niederrhein geboren, lebt und schreibt in Bonn. Als Übersetzer und Herausgeber ist er unter anderem für die neuen Werkausgaben von Ambrose Bierce, Rudyard Kipling und Jorge Luis Borges zuständig. Zu schriftstellerischem Ruhm gelangte er nicht nur durch seine Kriminalromane, sondern auch durch seine farbenprächtigen historischen Werke *Hannibal*, *Alexander* und *Troja*. Im Heyne Verlag erschien zuletzt *Das Schwert von Karthago*.

Lieferbare Titel

Hannibal – Das Gold von Karthago – Das Schwert von Karthago – Alexander – Troja – Der erste Tod des Marc Aurel

GISBERT HAEFS

CAESAR

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940

www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Vollständige Taschenbuchausgabe 05/2008
Copyright © 2007 by Gisbert Haefs
Copyright © 2007 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2008
Umschlagfotos: © Araldo de Luca / CORBIS und © AKG-Images
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN: 978-3-453-47086-6

www.heyne.de

Der junge Alexander eroberte Indien.
Er allein?
Cäsar schlug die Gallier.
Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?
... Alle zehn Jahre ein großer Mann.
Wer bezahlte die Spesen?

BERTOLT BRECHT, »Fragen eines lesenden Arbeiters«

Stahlbäder hätte Caesar freilich auch an anderen Kriegsschauplätzen nehmen können. Was er dort nicht, oder nicht in diesem Maße, hätte finden können, war ein anderes Metall – Gold. Caesars Gedanken lassen sich nicht lesen, wohl aber seine Bilanzen. Als der Statthalter seine Provinz verließ, waren die Bevölkerung Galliens zu einem Viertel und der Goldpreis in Italien um ein Viertel gefallen.

WOLFGANG WILL, *Julius Caesar. Eine Bilanz*

Zusehends schwand die Nation zusammen und löste die Gemeinschaft der freien Bürger sich auf in eine Herren- und Sklavenschaft; und obwohl es zunächst die beiden langjährigen Kriege mit Karthago waren, welche die Bürger- wie die Bundesgenossenschaft dezimierten, so haben zu dem Sinken der italischen Volkskraft und Volkszahl die römischen Kapitalisten ohne Zweifel ebensoviel beigetragen wie Hamilkar und Hannibal.

THEODOR MOMMSEN, *Römische Geschichte*

»Friends, Romans, Countrymen, lend me your ears;
I come to bury Caesar, not to praise him.«

WILLIAM SHAKESPEARE, *Julius Caesar*

I. TUSCULANISCHE GESCHÄFTE

Morgens hatte Quintus Aurelius einen Blick ins Freie getan, aber mehr als einen Blick war die äußere Welt an diesem Tag nicht wert. Es war kalt, und kein Wind ging, der die dicke graue Wolkendecke schütteln oder zurückschlagen konnte. Nicht kalt genug für Schnee; wenn es den Göttern gefiel, würde sich der Himmel allenfalls eines kalten Rieselns entäußern. Die Höhen der Albaner Berge waren nicht zu sehen; die Straße nach Tusculum und weiter nach Rom, sonst ein schmales Band in der Ferne, war zu einer Mutmaßung geschwunden.

Ihm stand der Sinn jedoch nicht nach Mutmaßungen. Bei solchem Wetter schmerzten einige der alten Wunden, und im *Contubernium* gab es diesseits von Mutmaßungen viel zu tun.

Die anderen waren bei den Tieren, auf den Feldern, im Stall. Sasila hatte den Hühnern einige Hände voll Körner und Quintus ein Lächeln zugeworfen. Später hörte er sie mit einigen der anderen Frauen im Obergeschoß reden, dann singen.

Im Speiseraum stank es nach Essensresten und verschüttetem Wein. Aurelius nahm den lederbespannten Laden aus einer Fensteröffnung, um Licht und Luft einzulassen.

»Gib mir die Nacht und behalte den Tag. Dein sei die Rose, mir laß die Dornen.«

Der ausgezehnte Dichter starrte ihn an, rote Augen in einem bleichen Gesicht; dann ließ er sich wieder auf die Bank sinken. Erstaunlich, daß dieses schwarze Schaf so früh und so betrunken schon metrisch blöken konnte.

Aurelius hob die Schultern. Lüften konnte er auch später. Nachdem er den Laden wieder eingesetzt hatte, ging er vorsichtig durch die Finsternis des Speiseraums zur Küche.

Im großen gemauerten Herd gab es noch einen Rest Glut. Asche entfernen, das Feuer wieder anfachen, Speisereste von den gestapelten Eßbrettern kratzen, den Bodensatz aus Bechern und Krügen schütten, spülen, räumen ... Hin und wieder hörte er den Dichter nebenan husten.

Viel später, als Aurelius eben begonnen hatte, Fleisch in schmale Streifen zu schneiden, um es in den Topf mit siedendem Wasser zu werfen, erschien Sasila. Sie mußte von oben über die Außentreppe hinter dem Haus gekommen sein und bückte sich nach dem Korb mit Abfällen. Sie war schlank, aber dabei kräftig, und schien keine Mühe mit der Bürde zu haben.

»Laß mich tragen«, sagte sie. »Deine Hinkung schaukelhaft.«

»Halb so schaukelhaft wie deine kantabrische Zunge.«

Sie rümpfte die leicht gebogene Nase. »Sei so. Aber kantabrische Augen gut. Edel Besuch unterwegs.«

»Besuch? So früh?«

»Zwei Sänfte. Zweimal sechs Träger. Und Diener.«

Sie verschwand mit den Abfällen und schob mit der Ferse die Tür zu. Aurelius überlegte, welche edlen Herren so früh den Wunsch haben mochten, das *Contubernium* aufzusuchen.

Eigentlich hatte er in den letzten Tagen mehr hochmögende Römer gesehen, als er in einem Jahr ertragen konnte. Man hatte ihn gemietet, um in einem weitläufigen Anwesen außerhalb von Tusculum zu kochen. Mehr Gäste als vorgesehen, edlere Gäste als erwartet, ein plötzlich erkrankter Koch, die üblichen Zufälligkeiten. Er war gut bezahlt worden und hatte sich Mühe gegeben, hatte mit den verfügbaren Wachteln, Bilschen, Barben, Keilern, allerlei eingelegten Gemüsen, minder-

wertiger Fischtunke und den sonstigen Zutaten gezaubert. Der Herr des Hauses, ein Senator, hatte es dem Verwalter überlassen, zu danken und zu zahlen, und unter all den Gästen hatte nur eine einzige Frau ihm gesagt, es sei köstlich gewesen und sie habe es genossen. Eine edle Römerin Mitte vierzig, mit feinen Zügen, sprühenden Augen und wunderbarer Haut, die keine Schminke brauchte.

Erst später hatte er erfahren, daß es sich um Servilia handelte: Halbschwester des großen Marcus Porcius Cato, zweifache Witwe eines Volkstribunen und eines Konsuls, Mutter dreier Töchter und des derzeitigen Quästors von Kilikien, Marcus Iunius Brutus. Und Geliebte Caesars. Vermutlich die Edelste unter den Anwesenden. Edel genug jedenfalls, um freundlich mit einem bloßen Koch und ehemaligen Soldaten zu reden. Als wäre er ein Mensch.

Wer auch immer sich jetzt dem *Contubernium* näherte, würde vermutlich weniger edel sein und wahrscheinlich nicht so freundlich. Aber es war müßig, sich den Kopf über die frühen Besucher zu zerbrechen; er würde sie bald genug sehen.

Nach einiger Zeit hörte er Stimmen und Gepolter vom Atrium her. Dann sagte jemand etwas über barbarische Finsternis, und ein anderer rief halblaut:

»Quintus Aurelius?«

Da er vorgewarnt war, erschrak er nicht, als er diese Stimme aus dem Dunkel hörte: ölig, aber nicht reinigend; fettig, aber nicht nahrhaft; bedeutend, aber nicht wichtig – so hatte man sie und ihren Besitzer genannt.

»*Ave*, Marco Tullio«, sagte er. »Tritt näher; ich bin in der Küche.«

Er hörte Poltern und eine Art Grunzen. »Es ist dunkel hier«, sagte Cicero dann. »Soll ich mir die Beine brechen?« Es klang wie alle Unbill des Kosmos, Stimme geworden.

»Eile langsam durchs Reich der Schatten«, sagte der andere.
»Man könnte aber auch leuchten und lüften. Hat sich hier der Minotaurus erbrochen?«

»Schlimmer. Einige Priester und Senatoren.« Aurelius bemühte sich um einen lockeren Tonfall; dabei war ihm keineswegs heiter zumute. Zwei edle Männer, früh am Morgen... Wenn es darum gegangen wäre, das *Contubernium* für eine Feier zu mieten oder Beschwerden über allzu weitreichende Gerüche vorzubringen, hätten sie einen Sklaven oder Burschen geschickt. Sich zu zweit beraten konnten sie anderswo besser. Essen? Nein; sie würden zweifellos gefrühstückt haben, und für alles andere war es zu früh.

»Was ist das?« Wieder die ölige Stimme des großen Mannes, diesmal ein wenig näher. »Schnarcht da jemand?«

»Der ist von gestern übriggeblieben.«

»Wir haben etwas mit dir zu besprechen. Ohne Zeugen.«

»Der da ist kein Zeuge. Er ist betrunken und schläft. Aber zu deiner Beruhigung will ich nachsehen.«

Aurelius zündete am Herdfeuer einen Span an und ging in den Speisesaal. Im kargen Licht sah er Cicero und den anderen zwischen zwei Tischen stehen und zu ihm herüberschauen.

In der Ecke, abgeschirmt durch einen gekippten Tisch, lag der Dichter auf einer Bank und schnarchte. Als Aurelius sich über ihn beugte und ihn stupste, öffnete er das linke Auge, zwinkerte zweimal und schloß es wieder, ohne dabei das Sägen einzustellen.

»Abgefüllt und ohnmächtig.« Er wandte sich den Besuchern zu. »Wo möchten die Herren sitzen?«

»In der Küche ist Licht«, sagte der zweite Mann. »Licht, Luft und ein Hauch von Wärme, wenn ich mich nicht irre.« Er stieß gegen etwas, vielleicht einen Schemel, knurrte eine Verwünschung und folgte Aurelius in die Küche.

»Gäbe es vielleicht einen Sitz?« Cicero blieb im Durchgang zur Küche stehen, musterte den Herd, den Bottich mit Spülwasser, den Rahmen mit straffer, durchscheinender Schweinsblase, der die Fensteröffnung verschloß, und seufzte leise.

»Ich bringe Schemel«, sagte Aurelius. »Wenn die Herren damit vorliebnehmen mögen.«

»Sie mögen.«

Er stellte ihnen zwei Schemel hin und ging zum Herd. Dort lehnte er sich mit dem Gesäß an die warmen Steine und schob die Hände unter die Lederschürze.

Die Wärme von hinten erschien ihm tröstlich. Von den beiden Besuchern ging eine Kälte aus, die er nicht begründen, aber auch nicht mißachten konnte. Marcus Tullius Cicero betrachtete ihn mit zusammengekniffenen Augen; dann ließ er den Blick auf den Schemel sinken und bewegte den Fuß, wie zu einem Tritt.

Etwas an dem zweiten Mann kam Aurelius bekannt vor. Jemand, den er gesehen hatte, wahrscheinlich einer, den man kennen sollte. Er streifte eben den dicken Umhang ab, den er offenbar auch in der Sänfte getragen hatte. Darunter kam eine lange wollene Tunika zum Vorschein, ein schlichtes Gewand ohne Streifen oder Spangen. Am kleinen Finger der linken Hand glitzerte ein goldener Ring.

»Was ist euer Begehrt?« sagte Aurelius, als ihm das Schweigen lange genug gedauert hatte.

Der Zweite lachte und sah Cicero an. »Er will wissen, was wir von ihm wollen. Dabei müßte er es sich doch denken können. Sag es ihm – du bist vertrauenswürdiger, Cicero; dich kennt er.«

›Schmeicheln kann nicht schaden‹, dachte Aurelius, ›und Cicero ist eitel.‹ Laut sagte er, mit einer kleinen Verbeugung:

»Wer kennt ihn denn nicht, den Retter der Republik und Vater des Vaterlandes?«

»Es tut wohl, so etwas zu hören.« Der beleibte Politiker spitzte den Mund. »Aber was wird es sein? Natürlich geht es um das, worum es immer geht. Geld.«

»Geld?« Aurelius preßte unwillkürlich die Lippen zusammen. »Ich habe keines.«

Was nicht stimmte. Natürlich hatte er Geld – sie alle, die das *Contubernium* gemeinsam betrieben, hatten Geld. Acht alte Soldaten, mit den üblichen Abfindungen ausgeschieden, mit ein paar Sklaven – Kriegsbeute – und Erinnerungen und Wunden ... Sie hatten das alte Gehöft und das halbe Tal billig kaufen können, die andere Hälfte etwas teurer; sie bestellten den Boden und hielten ein wenig Nutz- und Schlachtvieh, und es gab gutes Essen für die Hungrigen und Betten für die Ermatteten. Falls sie zahlen konnten. Geld, ja; aber nicht in der Menge, wie es die edlen Herren verlangten und vergeudeten, wenn sie Gesetze bewirken oder vermeiden wollten, ein hohes Amt anstrebten oder die Wahl eines Gegners zu verhindern wünschten.

Sein Gesicht hatte wohl eine gewisse Bestürzung verraten. Der Zweite lachte und sagte: »Ich glaube, das hat er mißverstanden.«

Cicero startete den anderen an, der sich nun auf den Schemel sinken ließ, dann Aurelius. Der Blick war kalt, aber die Stimme troff gewissermaßen von Wärme, Zuneigung und Wohlwollen, als er sagte: »Ach, Aurelius! Welch ein Mißverständnis. Wir wollen dir kein Geld abnehmen. O nein; wir wollen dir Geld geben. Viel Geld.«

Aurelius zog die Hände unter der Schürze hervor und verschränkte die Arme vor der Brust: ohnmächtige Verschanzung. »Ich weiß nicht, ob mich das nicht mehr beunruhigen sollte.«

»Warum denn das?« Cicero wölbte die Lippen vor.

»Geld«, sagte der Wirt langsam, »bedingt eine Gegenleistung. Und viel Geld? Ah, ich glaube, ich sollte mich zu fürchten beginnen.«

»Fürchten sich kampferprobte alte Centurionen? Echte Römer? Wovor?«

»Nicht vor Schwertern. Aber vor den Ränken der Reichen, der Politiker.«

»Ränke?« Cicero wackelte mit dem Kopf. Endlich ließ auch er sich auf dem Schemel nieder. »Die Väter des Vaterlandes geben sich nicht mit Ränken ab.«

»Wann habt ihr damit aufgehört?« Aurelius bemühte sich nicht, den Spott zu unterdrücken. »Gab es gestern einen Senatsbeschluß hierzu? Ist er endgültig?«

»Bist du dir sicher, daß uns keiner hören kann?« sagte der andere.

Der Wirt hob die Schultern. »Der da drin schnarcht. Die anderen sind bei der Arbeit. Ein paar Frauen und Sklavinnen oben, der Rest ist auf den Feldern und in den Ställen.«

Cicero bewegte sich, als wäre ihm unbehaglich zumute. Der Schemel knirschte unter seinem Gewicht.

»Ich habe Durst«, sagte der zweite Mann plötzlich.

Auf dem Herd stand noch ein Topf mit Morgensud – Honig, Minze, Verbene, Melisse und einige weitere Kräuter. Aurelius schob ihn in die Mitte der Eisenplatte.

»Kräutersud«, sagte er. »Ein wenig Wein dazu?«

Hinter ihm erklangen ein Knurren und ein »Hm«, die er als Bestätigung deutete. Während er den Krug nahm, in dem sein zweitbesten Wein der Verteilung harrete, sagte er halblaut: »Wieviel Geld und wofür?«

»Mitten in die Dinge.« Cicero klang nicht beifällig, aber doch zustimmend. »Wieviel ist all das hier wert?«

»Schlechte Frage, Freund.« Der andere Mann schnaubte. »Rechne aus – falls du diese Kunst nicht verlernt hast. Wir trauen doch eigenen Zahlen mehr als fremden, oder?«

Schlechte Aufführung eines schlechten Stücks, sagte Aurelius sich. Als ob sie das nicht vorher längst erörtert und abgewogen hätten.

»Sechs Krieger – Einfache oder Gefreite? Gleichviel; sagen wir hundertzwanzig Denare im Jahr ...«

»Hundertfünfzig«, sagte Aurelius.

»Ah nein«, sagte Cicero. »Ihr seid ausgeschieden, ehe Caesar den Sold erhöht hat. Hundertzwanzig mal sechs, siebenhundertzwanzig. Entlassungsgeld ist bei *militēs* was – dreizehn Jahressummen? Neuntausenddreihundertsechzig. Ein paar Sonderzuwendungen, ein Rest Beute, sagen wir insgesamt zehntausend. Ein alter Centurio, zwanzig mal eintausendfünfhundert? Also dreißig. Und unser Gastgeber, der beflissen im Topf rührt. Dreizehn Jahre bis zur Verletzung und zur *missio causaria*; sagen wir, weil er einer der höheren Centurionen war, insgesamt fünfundzwanzigtausend. Zusammen, uh, fünfundsechzig. Teils noch vorhanden, teils in Boden und Gebäude und Tiere und Saatgut gesteckt.«

»Könnte hinkommen«, sagte der Zweite. »Und wir bieten ihm ... dir, Aurelius, hunderttausend. Denare, nicht Sesterze. Anderthalbmal das, was ihr alle zusammen wert seid.«

»Wen soll ich dafür umbringen?« Der Wirt drehte sich zu ihnen und sah sie an.

Cicero setzte eine Miene der Abscheu auf. »Mörder sind billiger zu haben.«

»Ich vergaß, daß du so etwas wissen wirst.«

Der andere wischte sich ein Grinsen vom Gesicht. Er warf Aurelius einen Blick zu, den dieser nicht recht zu deuten wußte. »Die richtige Art, mit einem anmaßenden Empor-

kömmling umzuspringen«, oder vielleicht das Gegenteil:
»Nimm das Maul nicht so voll, Plebejer.«

»Ich weiß dies und jenes, das stimmt.« Die erhabene Selbstzufriedenheit des Politikers war nicht zu beflecken. Jedenfalls nicht durch dummes Gerede eines bloßen *emeritus*, der einmal Centurio gewesen war und nun sein Geld als Gastwirt verdiente.

»Du hast mir da gewiß einiges voraus, Herr«, sagte Aurelius. »Erleuchte die Finsternis meines Unwissens. Welche Leistung, die einer wie ich vielleicht erbringen könnte, wäre einem wie dir so viel wert?«

»Du sollst niemanden umbringen«, sagte Cicero. Er reckte das Kinn, bis die Kringel darunter straffes Fleisch zu sein schienen. Befehlsgewohnte Entschlossenheit machte sich auf dem breiten Gesicht schmal, um die zusammengepreßten Lippen.
»Im Gegenteil. Du sollst jemanden nähren und schützen.«

Der Wirt schwieg, rührte noch einmal im Topf und füllte zwei Tonbecher mit der dampfenden Mischung aus Sud und Wein. Ein paar Tropfen ließ er auf den Boden schwappen, für die mutmaßlichen Götter. Er bezweifelte jedoch, daß einer von ihnen dort weilen mochte, wo Cicero sich befand.

»Bitte sehr, edle Herren. Ich weiß, daß Reisende unsere Betten und Speisen rühmen, und selbst *nobilissimi* aus Rom, die Häuser in Tusculum besitzen, suchen uns zuweilen auf. Aber ... hunderttausend Denare? Vierhunderttausend Sesterze? Wer eine Garküche betreibt, könnte nach Abzug aller Ausgaben vielleicht acht Sesterze am Tag gewinnen. Für eine solche Summe könnt ihr viele Köche mieten. Viele küchentüchtige Sklaven kaufen. Und, was den Schutz angeht, sehr viele Wächter einstellen.«

Beide tranken. Ein paar Atemzüge lang war nichts zu hören außer dem Knistern des Herdfeuers, dem Schnarchen des

Dichters nebenan und dem Wind, der sich draußen bekräftigte, indem er eine Dachkante jaulen und rattern ließ.

»Gaius«, sagte Cicero. Aurelius dachte, er rede den anderen an, aber dann setzte er mit einem kaum hörbaren Seufzer hinzu: »Julius Caesar.«

»Caesar? Der hat genügend Wächter. Acht Legionen, oder sind es inzwischen zehn? Und Köche hat er auch.« Etwas Kaltes, spitze Finger eines Winterdämons, griff nach seiner Leber.

»Er hat viel Geld für einen guten Koch ausgegeben, das ist wahr.« Der zweite Mann trank, starrte in den Becher, nickte und musterte dann den Wirt. »Ein sehr guter Koch, der im Sommer für Caesars über jeglichen Zweifel erhabene Gemahlin Calpurnia kocht und im Winter für Caesar. Im Winterlager. Aber er taugt nicht fürs Feld. Für Märsche und Kämpfe und karge Vorräte.«

»Ich auch nicht.« Unwillkürlich schaute Aurelius zu Boden, auf seinen rechten Fuß. »Ich kann nicht marschieren, und Kämpfe? Davon habe ich mehr gehabt, als für zwei Leben nötig sind.«

»Ich weiß.« Cicero legte den Kopf in den Nacken und blickte zur Decke hinauf. »Hunderttausend. In deiner Abwesenheit werden wir darauf achten, daß nicht etwa Räuber oder Gesetze sich über dieses Anwesen hermachen.«

»Wer sagt, daß ich eine Abwesenheit erwäge?«

»Solltest du aber.« Der andere deutete ein Lächeln an, ließ dabei jedoch zu viele Zähne blicken. »Bei fortgesetzter Anwesenheit hier könntest du unter Plünderern leiden. Oder unter Gesetzen.«

Aurelius hatte keinen Zweifel daran, daß die Drohung ernst gemeint war. Und daß die beiden mühelos imstande waren, eine solche Drohung auszuführen. Ein Wort, ein Fingerschnippen würde genügen.

Ohnmächtige Wut, mehr empfand er nicht. Sie füllte ihn aus, wie Milch, wenn sie kocht, einen Topf ausfüllt, dessen Boden sie zuvor kaum bedeckt hat.

»Warum?« Mehr brachte er nicht heraus. Jedes weitere Wort hätte Brechreiz ausgelöst. Er wäre durchaus bereit gewesen, den beiden Herren sein Innenleben vor die Füße und über die Gewänder zu speien. Aber nicht in der eigenen Küche.

»Warum?« Cicero schloß die Augen. Er verschränkte die Arme so, daß die Hand mit dem Becher in der linken Ellenbeuge ruhte. »Er soll lange leben und irgendwann wohlgenährt sterben. Vielleicht plaudert er, wenn sein Bauch gefüllt ist. Du sollst ihn nähren und schützen und achtgeben, wenn er etwas sagt. Etwas über seine Pläne.«

»Achtgeben«, sagte der andere, »daß nicht böse Menschen ihn zu vergiften versuchen.«

»Warum ich?«

»Weil er dich kennt.« Cicero öffnete die Augen und sah den Wirt an, eher gleichgültig. »Weil du ihn kennst. Weil wir dich und deine Leute hier kennen. Und deine Familie. Weil er dir vertrauen wird.«

»Vertrauen?« In der Stimme des anderen lag so etwas wie Verachtung. »Caesar? Wem?«

Cicero winkte ab. »Ich weiß, er vertraut keinem, natürlich, aber wenn, dann am ehesten seinen Kriegern. Du bist ein alter Krieger. Ein alter Centurio.«

»Und noch etwas.« Der zweite Mann grinste. »Etwas, was wir wissen, aber Caesar nicht.«

Aurelius schwieg.

»Du wirst im Gedenken an deine Familie, deine Freunde und deinen Besitz besonders umsichtig sein, nicht wahr? Weil es das Gegenteil dessen ist, was du am liebsten tatest.« Er beugte sich vor und sagte in einem sanften, beinahe liebevoll-

len Ton: »Weil du für Caesar etwas Besonderes empfindest. Etwas, das man hegen sollte. Nämlich Haß.«

Ein guter Redner muß die Pause schätzen, sagte sich Aurelius; vermutlich hatte Cicero vorher festgelegt, daß an dieser Stelle geschwiegen werde. Sie gaben ihm – wenn es nicht zufälliges Abwarten war – die Zeit von etwa zehn Atemzügen, um über das Gesagte und das Gehörte nachzudenken.

Zehn Atemzüge: genug Zeit, um die Wut niederzuringen, sich der halben *Ilias* zu entsinnen, eine undurchführbare Staatsphilosophie zu entwerfen, Speisepläne für ein Jahr aufzustellen. Zeit, verschiedene Gedankenstränge nebeneinander zu flechten, zu verknoten und zu einer unbefriedigenden Schlußschleife zu gelangen. Zeit, Gefühle und Erinnerungen zu ordnen.

Er wußte nicht, was Haß war, und sagte sich, es müsse sich um etwas handeln, was Politikern teuer sei, da sie es immer dann erwähnten, wenn es um angeblich große Dinge ging. Haß auf den Feind des Vaterlands, Haß auf den Verderber der Massen – also immer auf den, der andere Ziele hatte als der jeweilige Sprecher. Abscheu kannte er, Wut, Ekel, und für Cicero empfand er gerade so etwas wie bewundernde Verachtung. Aber Haß? Auf Caesar? Und selbst wenn – woher wollten oder könnten die beiden das wissen? Wann hätte er je über Caesar gesprochen?

Sein Vater hatte behauptet, Haß zu empfinden: Haß auf Sulla, der seine Veteranen mit Land und Arbeit versorgen mußte und zu diesem Zweck Bauern vertreiben ließ. Römische Bauern, römische Bürger. Wie etwa hundert andere Familien waren die Eltern und Geschwister damals mit dem knapp fünfjährigen Quintus nach Hispanien gegangen, und viel mehr als das römische Bürgerrecht hatten sie nicht mitnehmen kön-

nen. Später empfand der Vater Haß auf die Götter, die ihm nach zwei Töchtern (Aurelia und Secunda) und sechs Söhnen (Quintus war der fünfte; nach den beiden ersten, Marcus und Titus, gingen den Eltern die Einfälle aus, so wurden die Kinder nur noch durchgezählt: Tertius, Quartus, Quintus, Sextus) die Frau nahmen, und auf die Senatoren in Rom, die gegen die restlichen Gegner Sullas und der Adligen immer wieder Feldherren und Legionen nach Hispanien schickten. Quintus erinnerte sich an Plünderungen und Hitze, Feldarbeit und Schweiß, und da er als Fünfter keine Hoffnungen zu hegen brauchte, niemals mehr als ein Knecht des Vaters oder der älteren Brüder zu sein, waren die Legionen für ihn Ausweg und Zuflucht.

Als Caesar nach Hispanien kam, hatte Quintus Aurelius das Glück, einer Kohorte anzugehören, die mit dem neuen Prätor in die Berge und weit nach Norden vorstieß, kämpfte, Beute machte und Blut nicht nur vergoß, sondern auch reichlich ließ. Bis zum Ende des Jahres fielen mehrere Centurionen, und Aurelius konnte einen der freigewordenen Plätze einnehmen. Offenbar hatte Caesar Gefallen an ihm und den anderen gefunden, denn als er zwei Jahre später Gallien erhielt und seine dortigen Truppen verstärkte, ließ er unter anderen auch Aurelius' Kohorte aus Hispanien nach Norden verlegen. Vier Jahre Schweiß und Blut und Gemetzel folgten, von Narbo nach Helvetien und Britannien, über den Rhenus und zurück in die gallischen Wälder, bis das Schwert eines Bellovacers ihm Verwundung und Abschied bescherte.

Gaius Iulius Caesar – Haß? Nein. Er betrachtete die allzu entspannten Gesichter seiner Besucher. Auffällig gleichgültig. Er überlegte, ob er etwas sagen sollte, beschloß jedoch abzuwarten. Es wäre ohnehin sinnlos. Wenn er ihnen nun sagte, daß er Caesar gar nicht hasse und überdies nicht einmal wisse, was das sei, würden sie mit der erhabenen Gleichgültigkeit der

Reichen und Mächtigen darüber hinwegsehen und ihn allenfalls verspotten, als armen Trottel, der nicht einmal über Haß verfügte, von Macht und Geld nicht zu reden.

Aber wie kamen sie darauf? Er war sich sicher, nie in Hörweite des feisten Redners von Caesar gesprochen zu haben, und der andere Mann war nie im *Contubernium* gewesen. Caesar hatte die Existenz des Quintus Aurelius inzwischen ohne Zweifel vergessen; außerdem gäbe es keinen Grund für ihn, wem auch immer in einem Brief mitzuteilen, irgendein unbedeutender Centurio hasse ihn.

Was er für Caesar empfand, war eine Mischung aus Bewunderung und Mißbilligung. In Gallien wie zuvor in Hispanien hatte er überflüssige Kriege begonnen, deren einziger Sinn es war, ihm zu Macht und Reichtum zu verhelfen. Bewundernswert war seine Gabe, seine Fähigkeit, diese Kriege zu führen, Männer zu höchsten Leistungen und unbedingtem Einsatz zu bringen, gleich ob einfache Soldaten oder hohe Offiziere aus edlen Sippen wie ... den Legaten Quintus Tullius Cicero, Bruder des Redners. Das mußte es sein. Ciceros Bruder. Die einzige greifbare Verbindung. Vielleicht hatten sie in einem Lager, einem der tausend Marschlager in Gallien, abends Spottlieder gesungen oder über den Feldherrn gelästert, und der Legat hatte sich ein paar Namen und Gesichter gemerkt.

Um sie später seinem Bruder weiterzugeben? Aber wozu? Cicero und sein Bruder gehörten zu jenen, die aus dem Ritterstand aufgestiegen waren oder noch aufsteigen wollten – Aurelius wußte nicht, ob dies Quintus Tullius bereits geglückt war – und die Vorrechte des senatorischen Adels verteidigten, da sie sich nach diesen sehnten. Caesar, aus der alten iulischen Familie, hatte sich auf die Seite des Volks gestellt, vermutlich nicht aus Liebe zu den Niederen, sondern weil er sich auf eine der beiden wichtigsten Gruppen stützen mußte, wenn er wei-

ter aufsteigen wollte, und auf der des Senats stand bereits Pompeius, neben dem kein Platz mehr war. Daß beide Gruppen einander beäugten, bespitzelten, Listen mit wichtigen Leuten der jeweils anderen Seite führten, war unvermeidlich. Aber gingen sie wirklich so weit, auf diesen Listen schon Centurionen, Bauern und Handwerker zu verzeichnen? Männer, die keinerlei Bedeutung hatten und allenfalls Stimmvieh sein konnten?

Plötzlich bemerkte er, daß der Dichter nebenan aufgehört hatte zu schnarchen. Aurelius räusperte sich.

»Laßt mich, daß ich besser denke, ein wenig lüften und Licht hereinbitten«, sagte er. »Nicht, daß eure Vorschläge durch Licht und Luft erträglicher würden. Ich habe keine Lust, mich noch einmal in Galliens Ödnis zu begeben.«

»Er hat keine Lust, hörst du?« sagte der zweite Mann mit einem deutlichen Unterton von Hohn.

»Ach, Volturcius, wohin käme das Gemeinwesen, wenn jeder von uns allezeit sein Handeln nur nach seiner Lust ausrichtete? Das Heil des Volkes ist die höchste Pflicht, aber haben wir denn immer Lust, die dafür nötigen Dinge zu tun?«

Volturcius. Nun wußte er, wer der zweite Mann war und woher er ihn kannte. Einer der wichtigsten Mitarbeiter von Milo, dem Politiker, der die Leibwachen und Schlägertrupps der adligen Senatoren aufstellte. »Ich bin in bester Gesellschaft«, dachte Aurelius; er ging durchs Dunkel des Speiseraums. Undeutlich sah oder ahnte er, daß der Dichter sich aufgerichtet hatte. Er beugte sich zu ihm.

»Laß mich aus dem Fenster da«, hauchte der überlebende Zecher. »So, daß sie mich nicht sehen.«

Es war nicht schwierig, den bespannten Rahmen aus jenem Fenster zu nehmen, das für die beiden in der Küche am wenigsten einsehbar war. Der Dichter kniff die Augen zusammen,

fletschte die Zähne – beides galt vermutlich dem ätzend grauen Licht des Tages – und kroch fast geräuschlos ins Freie. In der Ferne hörte Aurelius Stimmen, Gelächter und das Klirren von Metall.

»Wenn du aber nicht nach Gallien willst«, sagte Cicero in der Küche, »wenn dich also die borealen Gefilde nicht locken und auch nicht die Aussicht, den edlen Iulier mit Getreidebrei und Essig zu versehen – tja, dann ist unser Angebot wahrscheinlich zu hoch.«

»So viel Geld« – Volturcius gluckste, während er das sagte – »bringt ihn wahrscheinlich eher dazu, in Rom zu bleiben.«

»Üppiger Schwelgerei ergeben«, sagte Cicero. »Was will man aber auch von Plebejern erwarten? Etwa, daß sie sich um das Vaterland verdient machen? Ach, es wäre zuviel erhofft, fürchte ich.«

»Hast du die allzu großzügigen Verträge bei dir, o edler Cicero?«

»Hier sind sie.«

Aurelius, völlig ratlos und im Gefühl, an einem Abgrund zu stehen, nahm die Rahmen aus weiteren Fensteröffnungen. Das Klirren von Metall war lauter geworden; es schien von der anderen Seite des Hauses zu kommen, vom Weg zur Straße her. Sasila tauchte vor dem Fenster auf, das er eben geöffnet hatte; ihr Gesicht war fahl.

»Bewaffnete«, flüsterte sie. »Was werden?«

»Ich glaube, ich bin hier nicht mehr vonnöten – wenn ich es denn je war.«

Ciceros Stimme kam nicht mehr aus der Küche, sondern aus dem Durchgang; Aurelius wandte sich um. Der reiche und berühmte Mann nickte ihm zu, mit leutseliger Miene. »Wo ist der Betrunkene? Ach, unwichtig. Ich wünsche dir einen erfreulichen Tag, Aurelius. Und ich rate dir gut, die Ver-

träge zu unterzeichnen, die Volturcius dir gleich zeigen wird.
Vale.«

Er ging durch den Speiseraum und verschwand im Ausgang zum Atrium.

Volturcius saß immer noch auf dem Schemel. »Hast du noch einen Schluck von diesem Morgentrank für mich?« sagte er, als Aurelius wieder die Küche betrat.

»Wenn du mir sagst, was das alles werden soll.«

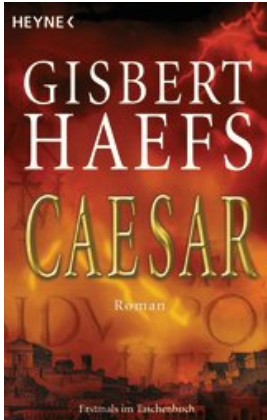
Volturcius hob die Schultern. »Wir haben Verträge vorbereitet. Da du nicht frohen Herzens bereit bist, unsere gallischen Wünsche zu erfüllen, erscheinen uns die vorhin angebotenen Summen als viel zu hoch.«

»Was ...«

Volturcius schüttelte den Kopf. »Warte, laß mich ausreden. Ferner ist uns durch kluges Denken klargeworden, daß wir ja nichts gegen dich in der Hand haben, wenn du verkaufst. Familie? Du hast gar keine, außer vielleicht irgendwo in Hispanien. Und sobald alles verkauft ist, werden deine, eh, Freunde hier verschwinden, so daß wir dich nicht an ihr Wohlergehen erinnern können. Es bleibt also nur Geld.«

Die Bewaffneten kamen: Gladiatoren, die zu den von Annius Milo aufgestellten Trupps gehörten. Sie schauten Aurelius freundlich über die Schulter, während er mit Händen, die vor ohnmächtiger Wut zitterten, die Verträge unterschrieb und die anderen herbeiholte, damit sie ebenfalls unterzeichneten.

Aufgesetzt worden waren sie wahrscheinlich von Ciceros Leuten, rechtlich einwandfrei und nach der Unterschrift nicht mehr anzufechten. Wenn man die Umstände nicht bedachte, die Bewaffneten und die unausgesprochenen Drohungen. Ferner mochte man ein wenig Bewunderung für Cicero aufbringen, der sich entfernt hatte, ehe Waffen und Drohungen ins



Gisbert Haefs

Caesar

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-47086-6

Heyne

Erscheinungstermin: April 2008

Der neue große Roman von Gisbert Haefs, dem herausragenden Erzähler der antiken Welt

Das Ende der römischen Republik steht bevor. Inmitten der blutigen Wirren wird der Krieger Quintus Aurelius von Cicero und anderen Politikern gezwungen, Gaius Julius Caesar auszuspionieren. Wie kann dieser Machtbesessene gestoppt werden – oder sollte man es gar nicht versuchen? Gisbert Haefs versteht es mit seinen Erfolgsromanen auf virtuose Weise, die Antike faszinierend lebendig werden zu lassen.

Im Winter 53/52 v. Chr. nimmt das Ende der römischen Republik seinen Anfang. Während sich die Senatsaristokratie immer mehr vom Volk entfernt, bestimmen Bandenkämpfe und politische Morde das tägliche Leben Roms. In Gallien wird Gaius Julius Caesar mit jedem Beutezug reicher und damit mächtiger – zu mächtig in den Augen des Senats. Cicero und andere römische Politiker zwingen den ehemaligen Krieger Quintus Aurelius mit unsauberen Mitteln, sich als Feldkoch Caesars zu verdingen und ihn für den Senat auszuspionieren. Immer wieder trifft er dabei in Rom, in Gallien, in Ägypten auf die hinreißende Kalypso, eine ebenso gebildete wie gerissene Hetäre, mit der ihn bald eine bittersüße Liebschaft verbindet. Und während sich die römischen Machtkämpfe ihrem Höhepunkt nähern, fragen sich Kalypso und Aurelius immer mehr: Was sind wirklich Caesars Ziele? Und ganz gleich, wie sie aussehen mögen – wäre nicht alles andere besser als eine Verlängerung des blutigen Todeskampfes der verrotteten Republik?



[Der Titel im Katalog](#)